

## Zeitzeugenbericht

### „So weit die Füße trugen...“

## Die Flucht - ein dornenvoller Heimweg

Von Andreas Daniel

**Dies ist der Bericht eines damals kleinen Hamrudner Jungen von siebzehneinhalb Jahren, der 1945 wie viele andere in die Sowjetunion verschleppt wurde.**

Er ist in Ichform gehalten, weil der Autor alles selber erlebt hat. „So weit die Füße trugen...“ Wie ich in meinem Bericht über den „Weg ins Unheil“ schon geschildert habe, bin auch ich mit den Hamrudnern in den Donbass nach Petrowka verschleppt worden. Die ersten 10 Monate von Februar bis Dezember 1945 arbeitete ich dort bei der Firma „Energozech“. Wir beschäftigten uns mit Reparaturen und Wiederinstandsetzungsarbeiten elektrischer Freileitungen, die im Umkreis von Petrowka durch Kriegseinwirkungen zerstört worden waren.

Unsere Arbeitsgruppe bestand aus 15 Mann: 14 davon waren Siebenbürger Sachsen (aus Hamruden, Katzendorf, Galt und Stein) und einer, ein kriegsgefangener deutscher Offizier. Erläuternd muß ich hier einflechten, daß sich in unserem Lager auch ungefähr 30 deutsche Kriegsgefangene befanden, welche die rumänischen Behörden zusammen mit uns an die Sowjets ausgeliefert hatten. Ein Teil dieser Gefangenen - hauptsächlich Offiziere - waren in derselben Baracke wie wir untergebracht, in dem uns benachbarten Raum. Wie schon erwähnt, arbeitete einer von ihnen mit mir zusammen.

Fünf dieser Offiziere - darunter auch mein Arbeitskollege - machten im Sommer 1945 Fluchtpläne und versuchten mich zu überzeugen, auch mitzugehen. Ich - damals kaum 18 Jahre alt - traute mir nicht zu, mit erfahrenen Frontkämpfern die Strapazen einer solchen Flucht auf mich zu nehmen, zumal sie vorhatten, den Dnjepr schwimmend zu überqueren. Sie flüchteten also ohne mich. Zwar war ich grundsätzlich auch zur Flucht entschlossen, wollte den Zeitpunkt dafür aber aufs nächste Jahr verschieben.

Bis Dezember 1945 arbeitete ich somit noch an der Freileitung. Wir kamen viel in der Gegend herum, standen auch mit unseren russischen Arbeitskollegen in gutem Einvernehmen, wodurch ich unter anderem auch meine russischen Sprachkenntnisse etwas erweitern konnte. Außerdem konnten wir, meist auf dem Heimweg von der Arbeitsstelle, gelegentlich vom Feld auch Kartoffeln und Gemüse „organisieren“, also stehlen - zum Glück ohne dabei erwischt zu werden. Mit dem Hunger war es bei uns dadurch nicht gerade so schlimm bestellt wie bei den anderen, die im Schacht oder auf Baustellen arbeiteten. Als wir dann aber im Dezember 1945 in den Schacht versetzt wurden, ging auch für mich die Hölle los. Mit drei Oberschlesiern und sieben Russen ging ich in die Nachtschicht, meine erste Schicht untertage. Zum besseren Verständnis darf ich hier hinzufügen, daß die Arbeit im Schacht im Zeitraum von 24 Stunden in drei Schichten zu je 8 Stunden abgewickelt wurde: die erste war die „Frühschicht“ (7-15 Uhr), die zweite die „Tagschicht“ (von 15-23 Uhr) und die dritte die Nachtschicht (23-7 Uhr früh). Bei meiner ersten Einfahrt lösten wir also die „zweite Schicht“ ab. Bei der Ablöse traf ich am vor Ort am Flöz drei der Jungen aus Stein und Galt an, mit denen ich bei „Energozech“ zusammengearbeitet hatte. Sie saßen da, zusammengekauert, mit den Grubenlampen in der Hand, und ihre Tränen flossen in Strömen. „He, was ist los? Haben die Russen euch geschlagen?“ Ihre Antwort: „Nein, aber dieses hier halten wir nicht aus, dies ist unser Ende.“ Es sollte zwar nicht für alle das Ende sein, doch haben leider tatsächlich viele dran glauben müssen. Mich persönlich bestärkten allerdings diese veränderten Arbeitsbedingungen in meinem Vorhaben, den nächsten Sommer zur Flucht zu nutzen. Untertage direkt an der Kohle in einem Flöz von 90 cm Höhe zu arbeiten, war nicht meine Sache. Trotz dieser unmenschlichen Bedingungen blieb mir nichts anderes übrig, als bis zum Sommer 1946 im Schacht zu arbeiten. Winter und Frühling kamen nämlich für eine Flucht nicht infrage, weil man ja Übernachtungen unter freiem Himmel und Überqueren der Flüsse bei kaltem Wasser hätte riskieren müssen. In dieser Zeit versuchte ich noch, ganz im Vertrauen, ein paar Freunde von Hamruden und

gut bekannte Arbeitskollegen für meinen Fluchtplan zu gewinnen. Die älteren Männer von Hamruden rieten mir ab. Jüngere hingegen, in meinem Alter, waren anfangs von meinem Fluchtplan geradezu begeistert und sagten mir ihre Teilnahme zu. Als es dann aber dringlich wurde, brachten sie den Mut zur Durchführung nicht auf und machten alle einen Rückzieher. So stand ich also letzten Endes mit meinem Entschluss allein da.

Als mein Termin nun feststand, verkaufte ich meine Armbanduhr einem Russen. Zudem verscheuerte ich einige Sachen, die ich noch von zu Hause mitgebracht hatte, auf dem Basar. Der Erlös dieser Verkäufe sollte als Zehrgeld für die Flucht dienen. Als Orientierungshilfe behielt ich von meinen persönlichen Habseligkeiten aber vor allem eine kleine Landkarte von der Ukraine und Westrußland, in der die wichtigsten Ortschaften und Bahnstrecken verzeichnet waren.

Am 4. August 1946 war es dann soweit. Ich ging in der Früh, wie alle anderen, zur Arbeit, nahm jedoch vorher in aller Heimlichkeit Abschied von meinen besseren Freunden. Auf dem Weg zur Arbeit zweigte ich dann ab und ging zunächst weiter in Richtung Basar. Dieses war möglich, weil wir damals schon unbewacht zur Arbeit gingen, - nur beim Lagertor mußten wir vollzählig für unsere verschiedenen Arbeitsplätze bereitstehen. Auf dem Basar kaufte ich mir Lebensmittel, besonders Brot, um eine Reserve für die ersten sechs bis sieben Tage zu haben. Meinem Plan gemäß wollte ich nämlich nachts marschieren und tagsüber ausruhen, um nicht gleich in den ersten Tagen irgendwo aufzufallen. Denn die Lagerverwaltung wurde in der Regel am nächsten Tag von der Arbeitsstelle über die Abwesenheit einer Arbeitskraft in Kenntnis gesetzt, und da gab es dann Suchaktionen.

In diesem Sinne ging ich also vom Basar direkt aus der Ortschaft raus und versteckte mich in einem Sonnenblumenfeld. Nachts marschierte ich dann los in Richtung Westen, entlang der Hochspannungsleitung, die von Stalino (jetziger Name: Donezk) nach Saporoshje am Dnjepr führte. Über den Verlauf dieser Leitung wußte ich Bescheid, da ich ja die ersten 10 Monate bei Elektrikern auf Freileitung gearbeitet hatte.

Der Fußmarsch dauerte acht Nächte, dann waren meine Lebensmittelreserven zu Ende. Das größte Übel dieser Tage war die sengende Hitze des kontinentalen Hochsommers, der ich tagsüber während der sogenannten Ruhepausen in den Sonnenblumen- oder Maisfeldern ausgeliefert war. Fast noch schlimmer aber war der Durst. Um mich möglichst verdeckt zu halten, traute ich mich in der ersten Zeit kaum in eine Ortschaft, und auf dem Feld fand ich nur ab und zu einen Brunnen oder einen Wasserspeicher, wie sie zur Bewässerung der Kulturen dienten. An diesem achten Tag waren meine Kräfte fast zu Ende. Ich mußte mir nun unbedingt irgendwie Lebensmittel besorgen, um weiterkommen zu können. Da sah ich auf der Weide - es war in der Früh ca. 5 Uhr - eine Herde von Kühen und in unmittelbarer Nähe davon eine kleine Hütte. Ich dachte mir, wo Vieh ist, muß auch ein Mensch sein. Also begab ich mich auf gut Glück zur Hütte. In der Tat traf ich da auch einen Menschen an: den Hirten, der diese Herde zu hüten hatte. Dieser fragte mich gleich, was ich da suche. Zum Glück hatte ich in den anderthalb Jahren soviel Russisch gelernt, um mich umgangssprachlich verständigen zu können. Somit war ich in der Lage, ihm irgendetwas vorzulügen und bat ihn anschließend, mir etwas Brot und Milch zu verkaufen. Im Laufe des Gesprächs hatte er aber doch gemerkt, daß ich die russische Sprache nicht so richtig beherrschte. Kein Wunder also, daß er nun in mich drang, ihm zu sagen, wer ich sei und wohin ich ginge. Da der Mann mir an sich harmlos und ungefährlich schien, wagte ich nun kurz entschlossen, ihm wenigstens annähernd die Wahrheit zu gestehen: ich sei Kriegsgefangener und wolle heim nach Rumänien. Daraufhin umarmte er mich und sagte auf rumänisch: „He Junge, warum hast du das nicht gleich gesagt? Ich bin ja auch Rumäne, aus Bessarabien. Die Russen haben mich her zum Zwangsaufenthalt verbannt.“ Nun wurde seine Frau geweckt. Die machte mir, den damaligen Verhältnissen entsprechend, ein reichliches Essen. Im Gespräch mit dem Rumänen mußte ich ihm alles genau erzählen, woher und auf welche Art ich bis hin gekommen sei. Ich sagte ihm, ich sei ausschließlich zu Fuß und stets nur nachts gewandert. Er äußerte rege Anteilnahme für meine Lage, machte mir aber deutlich, daß diese Art der Fortbewegung viel zu beschwerlich sei für so einen langen Weg. Dafür gab er mir auch gleich

einen anderen Rat. In dieser Hungersnot, sagte er, die jetzt in der Ukraine herrsche, führen viele Leute schwarz auf Güterzügen, um sich irgendwie Lebensmittel zu beschaffen. Ich solle mich daher immer unauffällig unter die Menge mischen und tagsüber mit der Bahn fahren. Da falle ich nicht so auf wie als Einzelgänger, und auf großen Bahnhöfen könne ich auch eher Lebensmittel kaufen, ohne mich zu verraten. Ich dankte ihm für seinen Rat und seine selbstlose Gastfreundschaft. Zum Abschied wünschte er mir eine gute Reise und gab mir als Wegzehrung noch ein paar Stückchen Brot und einige Tomaten mit.

### **Als blinder Passagier bis zum Pruth**

Der wohlgemeinte Rat des freundlichen Kuhhirten stellte sich tatsächlich als sehr vorteilhaft heraus, wie ich auf meiner weiteren Flucht feststellen konnte. Ich fuhr nun immer wieder mit Güterzügen, als Schwarzfahrer wie die übrigen russischen Reisenden, und stets nur tagsüber. In der Nacht schlief ich auf dem Felde unter freiem Himmel oder auch unter Bäumen, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Bei der Nachtkühle schlief es sich auch wesentlich besser als in der Hitze des Tages.

Zur Überquerung des Dnjepr hatte ich aber doch Angst, bei Tage zu fahren, denn da waren strenge Kontrollen vor der Brücke. Ich schlich mich also nachts auf einem Bahnhof vor der Brücke an einen Zug heran, der nach Dnjepropetrowsk fahren sollte. Da stieg ich unbehelligt in einen offenstehenden Güterwagen ein, der mit Kohle beladen war. Ich kauerte mich in eine Ecke und nach kurzer Zeit fuhr der Zug auch schon los. Bei der Kontrolle vor der Brücke hatte mich niemand bemerkt. Beruhigt, einen der strengsten Kontrollpunkte, die mir außer der Grenzkontrolle noch bevorstanden, glücklich passiert zu haben, und im Glauben, der Kohletransport fahre weiter in Richtung Odessa, ließ ich mich vom eintönigen Rollen und Rattern des Zuges bald in einen tiefen und festen Schlaf wiegen. Wie lange ich da geschlafen habe und wie weit ich während des Schlafes gefahren bin, weiß ich nicht. Wach wurde ich erst durch das Aufschlagen der Falltüren an den großen 80-tonner Güterwaggons, aus denen die Arbeiter die Kohle abzuladen begannen. Da „mein“ Waggon noch nicht mit Abladen dran war, richtete ich mich auf, spähte zur Tür hinaus und bemerkte zu meinem Schreck, daß der ganze Zug sich in einem E-Werkgelände befand. Ich ließ mich nun aus dem Wagen herabgleiten und versuchte, mich am Zug entlang wegzuschleichen. Es war zwar Nacht, da aber das ganze Gelände voll beleuchtet war, wurde ich von den Arbeitern schnell bemerkt und angehalten. Ich versuchte, mit ihnen zu verhandeln und fragte sie, auf was für eine Art man von da hinaus könne. Die Arbeiter versicherten mir, von da sei ohne gültigen Betriebsausweis nicht hinauszukommen. Die Einzäunung des Werkgeländes sei mit Strom geladen, übrigens auch die Wachtürme mit Militärposten besetzt. Ich saß also praktisch in einer Falle.

Man schaffte mich zur Wache, wo ich vom diensthabenden Feldwebel kurz verhört und anschließend zur Polizei geführt wurde. Hier sollte ich nochmal großes Glück haben; doch vorerst wurde ich natürlich gleich eingesperrt.

Nach ein paar Stunden führte man mich zum Verhör: Woher ich komme und wohin ich wolle, ob ich Spion sei u.s.w. - Ich mußte die Wahrheit sagen. Es hatte hier keinen Zweck zu lügen, denn die merkten sofort, daß ich kein Russe war. Ich sagte allerdings nicht, daß ich Deutscher sei, sondern bloß, daß ich nach Rumänien wolle.

Der Polizeichef war ein kleiner, dicker gemütlicher Mann. Ich wurde weder geschlagen noch bedroht. Die Fragen wurden in Russisch gestellt, ich antwortete russisch, so gut ich eben konnte. Nach dem Verhör wurde ich bis zum nächsten Tag wieder eingesperrt, um dann erneut zum Verhör vorgeführt zu werden. Wieder dieselben Fragen wie am Vortag, und ich versuchte auch dieselben Antworten zu geben. Pötzlich stellte der Vernehmer Fragen in deutscher Sprache. Ganz unwillkürlich antwortete ich ebenfalls auf deutsch. Da sprang der Mann sehr erregt hoch, schrie mich an und fragte, warum ich ihn angelogen hätte, ich sei ein deutscher Spion und hätte das E-Werk auskundschaften wollen. Ich lächelte ihn an mit meinem ganzen Scharm, dessen ich in dieser Lage noch fähig war, und fragte ihn, da ich nun wisse, daß er gut deutsch spreche, ob wir uns nicht

auf deutsch unterhalten könnten, weil ich mich auf diese Art besser verteidigen könne. Er war einverstanden. Daraufhin erklärte ich ihm, daß er mich ja gar nicht nach meiner Nationalität, sondern bloß nach der Staatszugehörigkeit gefragt habe, und ob er nicht wisse, daß in Rumänien auch Deutsche lebten, die nach Rußland zum Wiederaufbau gebracht worden seien. Des weiteren frug ich ihn noch, ob ich mit meinen 19 Jahren, denn wirklich wie ein Spion aussähe. Inzwischen hatte er sich offensichtlich beruhigt und entließ mich wieder in meine Zelle.

Es folgte der dritte Tag mit Verhör, diesmal nur in Deutsch: Dieselben Fragen wie an den Vortagen, von mir dieselben Antworten. Dann kam noch eine zusätzliche Frage: warum ich eigentlich geflüchtet sei. Meine Antwort kam prompt: „Weil ich Heimweh habe und nicht weiß, warum ich da in Rußland bin. Ich habe meiner Lebtage keine Knarre in der Hand gehabt, bin nie Soldat gewesen und habe in Rußland auch gar nichts zerstört.“ Er dachte daraufhin eine Zeitlang nach und stellte dann eine letzte Frage: „Was möchtest du, was sollen wir jetzt mit dir machen?“ Ich antwortete wieder unverzüglich: „Mich laufen lassen, damit ich versuche, nach Hause zu kommen.“ Da lachte er wie über einen guten Witz und ich wurde - wieder in meine Zelle gesperrt. Am selben Abend jedoch kam für mich die Überraschung: der diensthabende Offizier brachte mir meine Sachen, - Rucksack, Hosenriemen und Schnürsenkel, mit den Worten: „Hier hast du deine Klamotten, und verschwinde aus Dnjeprodshershinsk. Falls dich trotzdem jemand in dieser Stadt erwischt und du sagst, daß du hier bei uns warst, dann sprechen wir eine andere Sprache mit dir.“ Das hätte ich mir natürlich nicht erträumt. Noch voller Zweifel und Angst, ob diese plötzliche Entlassung auch wirklich ernst gemeint sei, dankte ich recht freundlich und ging. Der Posten am Tor wußte offensichtlich schon Bescheid und ließ mich ohne ein Wort durch. Nun war ich wieder frei und konnte meine Flucht mit der Bahn oder auch zu Fuß, wenn es unbedingt nötig war, weiter fortsetzen.

Nach ein paar Tagen sollte erneut ein unverhofftes Erlebnis während dieser dreißigtägigen Flucht auf mich zukommen. Ich saß wieder mal in einem Zug, in einem mit Bänken ausgestatteten, voll besetzten Viehwaggon. Der Zug fuhr los in Richtung Kirowograd. Keine Ahnung, daß dies ein Nahverkehrszug mit Viehwaggons war, - sowas hatte ich noch nie gesehen. Ich dachte, die Leute seien auch alle Schwarzfahrer, so wie ich. Auf einem Bahnhof jedoch stieg der Schaffner in unseren Wagen und kontrollierte die Fahrkarten. Ich hatte natürlich keine, erklärte dem Schaffner, ich habe auch kein Geld und wolle nur bis Kirowograd fahren. Er ließ aber nicht mit sich verhandeln: am nächsten Bahnhof müsse ich aussteigen und mich ja nicht unterstehen, etwa in ein Bremserhäuschen wieder einzusteigen. Ich war froh, daß ich so glimpflich entwischt war, stieg aus und begab mich in eine kleine Baumpflanzung neben dem Bahnhof, um auf den nächsten Zug zu warten.

Nebenbei möchte ich bemerken, daß ich dank der Karte, die ich bei mir trug, immer wußte, woher ich kam und wohin ich fahren wollte. Dieses war notwendig für den Fall, falls man zufällig von Leuten angesprochen wurde, die einen nach dem Woher und Wohin fragten.

Doch nun zurück zur Baumpflanzung. Ich hatte mich eben hingesetzt und den Rucksack aufgeschnürt, um etwas zu essen, da kam ein junger Mann auf mich zugegangen. Mir blieb das Herz stehen, - ich dachte, da haben sie dich wieder. Der Mann kam zu mir und fragte auch gleich, woher ich komme und wohin ich wolle. Nach einigen weiteren nebensächlichen Fragen hatte er auch sehr bald gemerkt, daß ich schlecht Russisch sprach. Ohne Umschweife sagte er mir auf den Kopf zu, daß ich kein Russe sei, aber ich könne ihm vertrauen und ehrlich sagen wer ich sei. Er würde mir ganz bestimmt nichts antun und mich auch nicht anzeigen, - er sei vielleicht in derselben Lage wie ich. Ich vertraute ihm und sagte ihm die volle Wahrheit. Er setzte sich sofort zu mir und erzählte mir auch sein Leid. Als gewesener Kriegsgefangener in Deutschland sei er nach seiner Rückkehr für fünf Jahre Zwangsarbeit im Donezbecken verurteilt worden. Jetzt sei er auch auf der Flucht und wolle nach Kiew fahren, um mit einer anderen Identität da unterzutauchen. Nach Hause in den Kaukasus könne er nicht, denn da würde man ihn suchen.

Wir aßen zusammen und machten uns weiter auf den Weg, zu Fuß und mit der Bahn, so wie es

sich eben ergab. Ich war froh, noch mit jemandem sprechen zu können, ja sogar einen russischen Weggefährten zu haben, der sich sprachlich besser durchschlagen konnte als ich, dazu noch einen Leidensgenossen, der gleich mir von einem totalitären System verdammt worden war, für Dinge zu büßen, die er nicht getan hatte. Leider mußten wir uns nach ein paar Tagen auch wieder trennen. Eines Abends, nach unserer Ankunft mit einem Güterzug auf dem Bahnhof von Snamenka, war es soweit. Er mußte in Richtung Kiew, ich in Richtung Rasdelnaja oder Odessa weiterfahren.

Snamenka war ein großer Rangierbahnhof, da standen an die 30 Güterzüge. Da mein Fluchtpartner als Russe keine Sprachprobleme hatte, fand er für mich in kurzer Zeit einen Zug heraus, der bis Odessa fuhr. Dem Zugführer und dem Bremser machte er mein Anliegen klar. Mit Bedauern nahm ich Abschied von meinem ehrlichen russischen Kameraden, stieg in ein Bremserhäuschen und konnte schon nach einer halben Stunde mit dem Zug abfahren. Diese 24-stündige Fahrt bis nach Odessa war die längste Strecke, wo ich von niemandem gestört und zum Aussteigen gezwungen wurde. Auf größeren Bahnhöfen natürlich, wo der Zug länger hielt, gebot es die Vorsicht, das Bremserhäuschen zu verlassen, um nicht von anderen Leuten entdeckt zu werden. Der Bremser sagte mir immer, nach wie langer Zeit der Zug dann weiterfahren werde. Der Menschlichkeit der russischen Eisenbahner muß ich hohe Achtung zollen. Nicht nur, daß sie mich die ganze Zeit über geduldet und sogar betreut haben, - nein: für diese lange Strecke haben sie keine Kopeke von mir verlangt. Bei unserer Verabschiedung in Odessa wünschten sie mir noch eine glückliche An- kunft in der Heimat. Und das alles hatte ich zum großen Teil meinem treuen russischen Fluchtpartner zu verdanken, der ein gutes Wort für mich eingelegt hatte.

Nun war ich in Odessa auf irgendeinem Rangierbahnhof, 10 Uhr abends und nach 24 Stunden Fahrt todmüde. In einem zerbombten Waggon, wo ich wußte, daß mich niemand stören würde, legte ich mich schlafen. Am nächsten Morgen konnte ich mich dann erstmal am Meer ordentlich waschen, um mir dann auf dem Basar etwas zu essen zu kaufen. Ohne auch nur einen Menschen zu fragen, bin ich anschließend einen ganzen Tag lang durch die Stadt geirrt, bis ich zum Nordbahnhof fand, wo ich eine Zugverbindung nach Rasdelnaja hatte. Unverhofft gab's aber am Nordbahnhof gerade eine große Polizeirazzia. Da war keine Möglichkeit, einen Zug zu besteigen. Per pedes ging's also weiter bis zum nächsten Bahnhof, und von dort erst mit dem Zug nach Rasdelnaja. Für meine letzten Rubel kaufte ich mir hier auf dem Basar noch etwas zu essen. Was nun weiter? Das Geld war alle und ich hatte noch ganz Bessarabien zu durchqueren. In dieser trostlosen Lage fand ich doch noch einen Güterzug, der in Richtung Tighina fuhr. Der Zug bestand nur aus Plattformwaggons. Eine Menge Leute hatten sich bereits eingefunden um mitzufahren, - ich mitten drin. Kaum waren wir eine halbe Stunde gefahren, kam auch schon der (rumänische !) Zugführer und sammelte von den Leuten Geld ein. Ich hatte, wie schon gesagt, kein Geld mehr, konnte aber den unzugänglichen Rumänen trotz eindringlicher Bitten nicht dazu bewegen, mich bis Tighina mitfahren zu lassen. Bei einer Geschwindigkeitsbegrenzung auf freier Strecke mußte ich vom Zug abspringen. Erstmal legte ich mich nun an den Bahndamm nieder um zu schlafen und dann mit einem anderen Zug, der hier auch Geschwindigkeitsbegrenzung haben mußte, weiterzufahren. In der Früh hörte ich noch im Schlaf einen Zug heranpusten, sprang auf und hängte mich an das erste beste Bremserhäuschen an. Als ich die Tür zum Häuschen öffnete, staunte ich nicht wenig, hier einem - russischen Wachsoldaten gegenüberzustehen, der als Zugbegleitung mitfuhr. (Er war übrigens nicht der einzige, wie sich später herausstellte). Mir blieb zunächst der Atem stehen, doch faßte ich mich gleich und sagte dem Soldaten, man habe mir das Geld gestohlen, ich sei Rumäne aus Bessarabien, habe in Rasdelnaja gearbeitet und möchte bis Kischinew fahren. Der Soldat war gutgläubig und sagte mir, bis Kischinew könne er die Verantwortung leider nicht übernehmen, denn da gäb's strenge Kontrollen, aber bis Tiraspol könne ich bleiben. Auf diese Weise habe ich auch den Dnjestr problemlos überqueren können.

Von Tiraspol ging es dann weiter mit einem anderen Zug bis nach Kischinew. Hier angekommen, durch die Polizeisperren irgendwie durchgeschlüpft, stand ich nun vor dem Bahnhofsgebäude, - einen Mordshunger im Bauch und kein Geld mehr in den Taschen. Was blieb mir nun zu tun übrig?!

Betteln oder gar stehlen gehen lag mir nicht. Da kam mir der Gedanke, meine guten Stiefel, die ich von zu Hause noch an den Füßen hatte, zu verkaufen. Gedacht, getan, - ich ging zum Basar, zog die Stiefel aus, stellte mich barfuß zwischen die Trödelwareverkäufer und bot die Stiefel zum Verkauf an. Sprachlich hatte ich da keine Probleme mehr, weil sich in Bessarabien die Mehrheit der Bevölkerung aus Rumänen zusammensetzte. In kurzer Zeit hatte ich die Stiefel auch schon verkauft und kaufte mir an ihrer statt ein Paar schlechtere Schnürschuhe, denn barfuß konnte ich doch nicht laufen. Durch diesen Tauschhandel blieben mir noch ein paar Rubel übrig, womit ich für drei Tage das nötige Essen kaufen konnte. In dieser Zeit, spätestens aber in 4-5 Tagen, hoffte ich, zu Fuß bis zur Grenze zu kommen, denn in Richtung Grenze mit dem Zug zu fahren, riet man mir ab, weil die Kontrollen da unterwegs zu streng seien. An dieser Stelle möchte ich betonen, daß ich immer wieder Leute traf, die ich um Rat fragen konnte. Besonders die älteren Bessaraber Rumänen haben mir auch meist bereitwillig Auskunft gegeben.

So ging ich also von Kischinew los, immer der Grenze zu, jetzt allerdings nicht mehr tagsüber, sondern wieder nur nachts, um nicht als Fremder aufzufallen. Diesen Tip bekam ich von einem Rumänen, der mir auch eine „Mamaliga“, also einen Palukes (Maisbrei) mit Käse machte. Ich durfte ihn aber nicht bei ihm zu Hause essen, es sei zu gefährlich, wenn ich von jemand Übelgesinntem gesehen würde. Ich dankte ihm und aß dann den Käspalukes auf dem Feld.

In der vierten Nacht nach meinem Aufbruch aus Kischinew war ich endlich in unmittelbarer Nähe der Grenze angekommen. Im Morgengrauen sah ich von einem Berg aus auf etwa zwei km Entfernung den Pruth und die Wachtürme der Grenzer. Nun durfte ich mich tagsüber keinen Schritt mehr weiter bewegen, um nicht von den Grenzern beobachtet zu werden. Die ganze Nacht hindurch war ich ohne Unterlaß marschiert und daher nun todmüde. Zudem kam noch ein schwacher Nieselregen auf. So wählte ich mich glücklich, in der Nähe einen Heuschober zu finden, unter den ich mich, soweit ich konnte, hinlegte, um nicht beregnet zu werden. Ich schlief auch sofort ein, was ja auch nötig war, denn in der nächsten Nacht mußte ich doch munter und fit sein, um den Pruth schwimmend überqueren zu können. Dachte ich.

Wie lange ich geschlafen habe, weiß ich nicht genau. Ich erwachte plötzlich durch Pferdegetrappel und da rief auch schon jemand „aufstehen!“ Ich sah mich von fünf berittenen und mit MP-s bewaffneten Grenzern umstellt, denen auch ein Zivilist zur Seite stand. Ich wurde nach einem Ausweis gefragt, und wer ich sei und wohin ich wolle. Ausweis hatte ich keinen, sah auch sofort ein, daß es im Grenzgebiet kein Mogeln und Lügen mehr gab. Ich sagte also die Wahrheit, was mir allerdings auch wenig nützte. An Händen und Füßen wurde ich gefesselt und mußte so warten, bis einer der Grenzer einen Pferdewagen holte. In dieser Wartezeit kam ich mit den Grenzsoldaten ins Gespräch. Sie gaben mir sogar Trauben, die sie in den nahen Weinbergen gestohlen hatten. Dabei sagte einer der Soldaten zu mir: „Hier, iß noch einmal Trauben. Es werden deine letzten sein, - in Sibirien wirst du verrecken.“ Mit Sibirien sollte er recht haben, bloß mit dem Verrecken, da hat er sich Gott sei Dank geirrt. Im weiteren Gespräch frug ich sie so nebenbei, wie sie mich da eigentlich gefunden hätten. Einer von ihnen sagte klar und deutlich: „Deine Nation“, (sollte heißen: „dein Volksgenosse“, also der rumänische Zivilist, der dabeistand) „hat dich bei unserem Kommandanten verraten“. Die Soldaten dachten nämlich, ich sei auch Rumäne. Folgerung: Der Mann hatte mich zufällig neben dem Schober schlafen gesehen und mich nicht geweckt, sondern war sofort zur Grenzwahe geritten, um seine Entdeckung dort zu melden.

Der Wagen kam. Gefesselt wurde ich auf den Wagen geschmissen und im Trab ging's bis zu nächsten Grenzwahe. Hier wurde ich von einem Offizier verhört, der ein Protokoll aufnahm. Dieses mußte ich unterschreiben. Bis zum nächsten Tag blieb ich gefesselt und an einen Baum gebunden auf der Grenzwahe. Fünfzig Meter vor meinen Augen floß der Pruth...

Am nächsten Tag ging es weiter zur Grenzkommandantur nach Ungheni. Ich wurde in den Keller

gesperrt, wo ich noch andere Grenzverletzer antraf. Wir wurden täglich verhört. Am fünften Tag wurden wir dann - je zwei Gefangene mit Handschellen aneinandergekettet - unter strenger Bewachung zur Bahn eskortiert, die uns schließlich nach Balti ins Gefängnis brachte. Der Gefängnisaufenthalt dauerte zwei Wochen, dann wurden wir nach Kischinew ins Kriegsgefangenenlager überführt. Wir galten als „Deserteure“ und wurden innerhalb des Lagers sofort in die Strafkompagnie versetzt, wo sich über 300 Deserteure gesammelt hatten. Nachts wurden diese Deserteure von den übrigen Kriegsgefangenen durch einen zusätzlichen Stacheldrahtzaun abgesondert. Bloß tagsüber war das Tor in diesem Zaun offen, wo wir dann auch mit anderen Kriegsgefangenen Kontakt aufnehmen konnten.

Eines Tages ging ich zum Lagerbrunnen, um Wasser zu holen. Wen traf ich da beim Brunnen? Den deutschen Major, einen von den fünf deutschen Offizieren aus dem Lager Petrowka, die schon 1945 geflüchtet waren und mich auch zur Flucht aufgefordert hatten, wie anfangs schon erwähnt. Er war genau so überrascht wie ich, als er mich sah, und fragte gleich: „He, Bubi, was machst du da?“ Wir umarmten uns, ich mußte ihm von meiner Flucht erzählen, es gab jede Menge Fragen zu beantworten. „Und du bist alleine bis zum Pruth gekommen?“ Das schien ihm fast unglaublich. Er berichtete mir ebenfalls über seine Flucht, - daß man sie irgendwo in der Ukraine beim Stehlen von Kartoffeln beinahe erwischt hätte. Dabei hätten sie sich zerstreut und die anderen drei Offiziere aus den Augen verloren. Zu zweit mit meinem gewesenen Arbeitsgenossen seien sie dann bis zum Dnjestr gekommen, wo man sie schließlich auch gefangen habe. Wir suchten miteinander auch den Leutnant auf; hier die- selbe kameradschaftliche Begrüßung und Fragen über Fragen.

In Kischinew sollten wir nicht lange bleiben, doch in dieser kurzen Zeit schon erkrankte ich an Malaria und wurde ins Lagerlazarett eingeliefert. Zusätzlich stellten die Ärzte auch Unterernährung fest: ich wog nur noch 45 kg. In einem Monat Lazarettaufenthalt unter der Behandlung deutscher Ärzte habe ich dann mein Körpergewicht bis auf 49 kg gebracht, lag damit jedoch immer noch 15 kg unter dem Normalgewicht.

Ich war seit kaum vier Tagen aus dem Lazarett entlassen, hieß es „die Strafkompagnie fertig machen zum Baden“. Bevor wir den Duschaum betraten, mußten wir unsere Kleider abgeben. Nach dem Bad bekam jeder frische Unterwäsche und deutsche Militäruniform. Nun sahen wir alle gleich aus, ob Zivil- oder Kriegsgefangener. Unsere Unterkünfte durften wir nicht mehr betreten. Es ging unter strenger Bewachung direkt zum Bahnhof, wo auch schon die Güterwagen, ausgestattet mit Pritschen und einem kleinen Blechofen in der Mitte, bereitstanden. Meine beiden Freunde, der Major und der Leutnant, waren auch dabei. Kurze Zeit nach der Einwaggonierung dampfte der Zug los, in eine uns unbekannte Richtung und Zukunft.

### **Von Bessarabien nach Kasachstan**

Es war der 4. November 1946. Der Transport setzte sich aus ca. 400 Mann zusammen, die in 10 Waggons verladen worden waren.

Die Fahrt ging in Richtung Osten. Wir überquerten den Dnjestr, bei Kremenschug auch den Dnijepr, ließen Charkow zurück, fuhren bei Kuibischew über die Wolga und immer weiter ostwärts in Richtung Sibirien. Nach 14 Tagen Fahrt durften wir zum ersten Mal wieder aus dem Waggon steigen und wurden in ein Bad geführt, zum Baden und Entlausen. Dies war am Ural, in Orenburg. Wir dachte, da würden wir auch bleiben, - leider eine trügerische Hoffnung. Nach dem Bad wurden wir wieder einwaggoniert und weiter ging's, durch den Ural, mit der Transsibirischen Bahn bis Petropawlowsk. Von da zweigten wir in Richtung Süden ab, über Karaganda nach Dseskasgan, wo nach der 30-tägigen Fahrt unsere Endstation war.

Zunächst aber noch einige Worte über diese „Mammutfahrt“. Anfang November, bei Beginn der Fahrt, war in Rußland schon der Winter eingezogen. Unsere Waggons waren zwar, wie schon berichtet, mit Pritschen zum Schlafen ausgestattet, es gab aber weder Strohsäcke noch Stroh als Unterlage. Wir mußten auf den blanken Brettern liegen, wo wir bei der Kälte trotz des Ofenfeuers unmöglich schlafen konnten. Auf unserem Leib hatten wir bloß die dünne Unterwäsche, darüber die deutsche Militärkleidung, die aus Hose, Jacke und dünnem Mantel bestand. Um nun doch auch von Zeit zu Zeit schlafen zu können, zogen je zwei Männer ihre Mäntel aus und gaben sie einem dritten, welcher einen Mantel als Unterlage benützte und sich mit den beiden andern zudeckte. In der Zeit, während dieser Mann schlief, saßen die beiden Kameraden ohne Mäntel in der Mitte des Waggons am Ofen. Es gab aber auch Tage - und die waren nicht wenige - wo wir überhaupt keine Kohle hatten. Da wurde dann im Waggon getänzelt, gesprungen und mit Händen um sich geschlagen, um ja nicht vor Kälte steif zu werden. Man bedenke: als wir durch den Ural fuhren, hatten wir minus 35° Kälte...

Hier im Waggon hatte ich noch zwei Banater Jungen entdeckt, die genau in meinem Alter, also 19 Jahre alt waren. Mit denen wechselte ich mich beim Schlafen ab, was dann auch weiter zu einer guten Freundschaft führte. Meine beiden anderen Freunde, die Offiziere, befanden sich während der Fahrt in einem anderen Waggon.

### **Am Ort der Verbannung**

**Dseskasgan**, wie schon erwähnt, die einstweilige Endstation unserer Zwangsreise nach Osten, liegt in der kasachischen Steppe, nordöstlich vom Aralsee, ca. 40 km von Baikonur, dem ehemals sowjetischen Weltraumzentrum, entfernt.

Hier angekommen, wurden wir nochmals 21 Tage in Quarantäne gehalten. Diese drei Wochen verbrachten wir in Erdbunkern, wieder nur auf kahlen Pritschen, wobei das Thermometer draußen beständig minus 35° anzeigte. Die ganzen 21 Tage hatten wir keine Heizung in diesen Bunkern. Mit dem Schlafen verfuhr ich mit meinen beiden Banater Freunden genau so wie im Waggon.

Endlich, nach dieser Quarantänezeit, wurden wir dann im Lager den verschiedenen Kompanien zugeteilt, wo wir auch die entsprechende Kleidung, wie Pelzmäntel und Filzstiefel, bekamen.

Das Lager Dseskasgan war ein sogenanntes Straflager, bestehend aus zwei Zonen mit je 3.000 Kriegsgefangenen. In der einen Zone waren nur Japaner, in der anderen alle Europäer, in der Mehrzahl natürlich deutsche Kriegsgefangene. Aber auch andere europäische Nationen waren da vertreten: Ungarn, Rumänen, Italiener, ja sogar ein paar Spanier, sowie ein kleines Häuflein von zehn Mann Rumäniendeutsche: Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben..

Bei der ärztlichen Visite, der wir unterzogen wurden, um zur Arbeit eingeteilt zu werden, gab es vier Kategorien der Arbeitsfähigkeit: I, II, III und „OK“ (das hieß „arbeitsunfähig“). Mich schrieb man jedenfalls „OK“, so wie auch die beiden Banater und noch viele andere. Kein Wunder, denn ich hatte mein Gewicht wieder auf 45 kg heruntergebracht. Wir „OK“-Geschriebenen mußten also nicht zur regulären Außenarbeit gehen, sondern wurden bloß gelegentlich zu leichten Lagerarbeiten, wie z.B. Küchenhilfe und dergleichen, herangezogen.

Durch Beziehungen meiner alten Bekannten aus Petrowka, dem Major und dem Leutnant, die inzwischen Kompaniechefs geworden waren, sowie durch das Wohlwollen eines deutschen Lagerarztes und dank meiner Sprachkenntnisse in Deutsch, Ungarisch und Rumänisch, wurde ich dem deutschen Lagerkommendanten als Ordonnanz und Dolmetscher zugeteilt. Meine Aufgabe war es da unter anderem, bei Arbeitsbesprechungen und Ausführungsbefehlen mit anderssprachigen (also ungarischen und rumänischen) Kompanien, in die jeweiligen Sprachen zu

übersetzen. Meine beiden Banater Freunde beherrschten ebenfalls diese drei Sprachen. Der eine wurde dem russischen Lagerkommandanten und der andere dem KGB-Kommissar zugeteilt. So hatten wir drei Jüngsten der „Belegschaft“ dank der Fürsorge unserer beschützenden Offiziere und des Arztes eigentlich die besten Posten im Lager, - natürlich außer dem Lagerkommandanten und dem Küchenpersonal. So bekamen wir z.B. alle drei in der Küche täglich unsere „Nachschlage“ (soll heißen Essenzuschläge) und andere Vergünstigungen. Das verhalf uns auch dazu, uns körperlich zu erholen und wieder zu Kräften zu kommen. Es war die schönste und angenehmste Zeit meines vierjährigen Lagerlebens, - sie sollte jedoch leider nur vier Monate dauern. Dann hatte die russische Chefärztin uns drei aufgespürt. Ihrem wachsamem Auge hatten wir uns bis dahin entziehen können, denn den monatlichen ärztlichen Visiten waren wir in dieser Zeit - natürlich mit Einverständnis unserer Chefs - ferngeblieben.

Eines Tages wurden wir nun zum KGB-Kommissar gerufen. Wen trafen wir da an? Die gefürchtete Chefärztin. Beim Eintreten grüßten wir militärisch und nahmen dann die Mützen vom Kopf. Da sprang die Ärztin vom Stuhl auf, schrie den Kommissar an und sagte: „Nicht genug, daß diese drei sich in 4 Monaten ausgefressen haben, während Schwächere zur Arbeit gehen mußten, haben sie sich auch noch die Haare wachsen lassen, - eine unverschämte Frechheit! Dazu haben Sie, Genosse Kommissar, und die beiden Lagerkommandanten am meisten beigetragen. Morgen will ich alle drei beim Lagertor zur Arbeit gehen sehen.“ Peinliche Stille: der Kommissar konnte nichts einwenden, denn die Ärztin hatte von ihrem Standpunkt aus recht: wir hatten aus der Lagerküche „unrechtmäßig“ Essenzuschläge bekommen (und dadurch unser normales Körpergewicht wiederhergestellt), der sowjetischen Staatsgewalt unsere physische Arbeitskraft vorenthalten (indem wir nur Dolmetscherdienste leisteten) und die (sanitäre!) Maßnahme der Kopfhaaarschur umgangen, somit also der potentiellen Seuchengefahr durch Verlausung (!) Vorschub geleistet... Im Sinne der Gulag-Disziplin also lauter fluchwürdige „Ordnungswidrigkeiten“ oder gar „Verbrechen“. Also mußten wir drei am nächsten Tag schon zur Arbeit gehen, so leid es unseren Chefs auch tat, denn die hatten auch kein Interesse daran, jeden Monat ihre Ordonnanzen und Dolmetscher zu wechseln.

In Dseskasgan ging ich noch zwei Monate lang zur Arbeit (Kiesgrube und Steinbruch), dann rief mich der deutsche Lagerkommandant eines Tages zu sich und fragte, ob ich nicht in ein „normales“ Kriegsgefangenenlager nach Karaganda versetzt werden wolle, - meine beiden Freunde und Beschützer würden auch dahin versetzt. Ich war froh, aus dem Straflager versetzt zu werden und war gleich einverstanden. Allerdings mußte ich mich nun von meinen beiden Banater Freunden trennen.

Unverzüglich erfolgte dann unsere Überführung nach Saran bei Karaganda. Diese Stadt liegt, ebenso wie Dseskasgan, in der kasachischen Steppe, etwa 700 km nördlich des Balkaschsees.

Im Lager von Saran waren wir nur 360 Mann Deutsche, zusammen mit 1.200 Japanern. Mein Major wurde zum Bataillonsführer des deutschen Bataillons ernannt, während der Leutnant Kompaniechef der ersten Kompanie wurde. Mein bester Freund, ein Feldwebel der Luftwaffe, übernahm die zweite Kompanie. Wir haben uns mit den Japanern sehr gut vertragen. Unter den Leuten herrschte noch mehr Ordnung und Disziplin als bei den Deutschen. Alle Achtung vor den Japanern! - Wir Deutschen hatten unsere Unterkünfte (Barakken) getrennt von ihnen. Ebenso hatten wir in der Küche auch unseren deutschen Koch, der nach unserer Art kochte, während die Japaner ihre eigene Verpflegung hatten. Ihre Brotration betrug nur 350 g und dazu noch 0,5 kg Reis. Wir hingegen kriegten 700 g Brot am Tag. Ich möchte noch eigens darauf hinweisen, daß im Vergleich zum Interniertenlager Petrowka das Essen viel besser war. Von der Verpflegung, die uns

zustand, konnte hier nämlich von den Russen nichts unterschlagen und gestohlen werden. Die Lagerverwaltung war japanisch und deutsch, wenn auch unter dem Befehl des russischen Lagerkommandanten und des Arbeitseinsatzoffiziers, die ihren Wohnsitz aber außerhalb des Lagers hatten. Außer diesen beiden und dem russischen Lebensmittellagerverwalter hatte kein Russe im Lager etwas zu suchen. Diese Verhältnisse kamen natürlich dem Ernährungszustand der Gefangenen zugute.

Die Arbeitsbedingungen im Gebiet Karaganda waren jedoch besonders schwer. Ob auf Baustellen, in Kiesgruben, im Steinbruch oder an anderen Arbeitsplätzen, - überall wurden uns die Arbeitsnormen festgesetzt. Wehe, wenn man das Tagessoll nicht erfüllte: da gab es Repressalien bis zur Kürzung der Tagesbrotration auf 400 g. Zu diesem hohen Leistungsdruck gesellten sich noch die extremen klimatischen Bedingungen. Es herrschte echtes Kontinentalklima, im Sommer mit Spitzentemperaturen bis 40°, während im Winter das Quecksilber zeitweise bis minus 40° sank. Allerdings waren wir im Winter auch dementsprechend gekleidet: Watteanzug, Filzstiefel und Pelzmantel. Wer konnte in dieser Bekleidung jedoch noch die „Norm“ schaffen?! In vielen Fällen sahen aber selbst die Russen dieses ein.

Mein schwerstes Jahr in Kasachstan war der Winter 1947 /48. Wir arbeiteten in drei Schichten im Steinbruch bei einer Kälte bis minus 35°. In der ersten und zweiten Schicht durften wir uns je eine halbe Stunde in einer Bude beim Ofen aufwärmen, während die dritte Schicht das nicht durfte. Die russische Wachmannschaft hatte nämlich die Befürchtung geäußert, wir könnten in der Dunkelheit auf dem Weg bis zur Baracke abhauen, also flüchten. Wer aber konnte unter diesen klimatischen Bedingungen überhaupt noch an Flucht denken - mitten in der kasachischen Steppe und im Winter, wo man bestenfalls auf 50 km vielleicht noch eine Ortschaft fand? Es war also eine sachlich unbegründete und dadurch rein schikanöse Maßnahme.

Andererseits war das rauhe Klima dieser Gegend nicht stets und ausschließlich unser Feind, sondern gelegentlich auch unser Helfer. So freuten wir uns geradezu, wenn das Thermometer unter 35° sank oder wenn der Sturm „Buran“ angesagt war. Da gab's dann nämlich ein paar Tage frei, denn es war einfach unmöglich, sich bei dem Schneesturm als Einzelperson draußen fortzubewegen. Nicht mal bis zum Speisesaal konnten wir einzeln gehen. Wir hakten uns zu dritt oder zu viert unter, damit ja nicht einer schlapp mache. Eines Tages, bei so einem Schneesturm, sahen wir vor lauter Schnee auch keinen Stacheldrahtzaun mehr, sondern bloß noch die Dächer von den Wachtürmen. Unser Eingang zu den Baracken war so verweht, daß wir zur Tür gar nicht mehr raus konnten, ehe wir freigeschaufelt wurden. Solche Schneestürme haben sich im Winter 1947/48 dreimal wiederholt. Jeder dieser Stürme bescherte uns jedoch immerhin 5-6 Tage Freizeit.

## **Endlich nach Hause**

Der schreckliche Winter verging, im April fing es an zu tauen und am 1. Mai sah man nur hie und da noch einen Schneefleck. Wir konnten Filzstiefel und Pelze ablegen, um wieder unser Soll im Steinbruch zu erfüllen. -

Ich vergaß übrigens zu erwähnen, daß in unserem Lager auch 17 rumänische Kriegsgefangene waren. Mit diesen zusammen standen wir mal gegen Ende Juni vor dem Lagertor und sollten zur Arbeit gehen. Da kam der Befehl „Rumänen raus, die gehen heute nicht zur Arbeit“. Abends, als wir von der Arbeit kamen, hörten wir, die Rumänen seien nach Hause gefahren. Daraufhin ging ich zum Kommissar und fragte, weshalb sie mich nicht auch nach Hause entließen. Er sagte einfach: „Du bist doch Deutscher.“ „Ja“, erwiderte ich, „ich bin wohl Deutscher, aber bitte schauen Sie in meinen Akten nach, - ich bin rumänischer Staatsbürger und möchte nach Rumänien zu meiner Familie.“ Der

Kommissar versprach mir, mich in nächster Zeit in ein rumänisches Sammellager zu versetzen, damit ich von da nach Hause entlassen werden könne.

Das Versprechen sollte sich erfüllen. Im August 1948 kam ich in ein Lager mit rumänischen Kriegsgefangenen, wo ich bis zu meiner Entlassung noch drei Monate lang arbeiten mußte.

Endlich, am 6. November 1948 war es soweit. Wir wurden in ein Enlassungslager nach Karaganda Stadt verlegt, von wo wir nach Erledigung aller Formalitäten am dritten Tag zur Heimreise einwaggoniert wurden. Wen traf ich da auf dem Bahnhof? Wieder meine beiden deutschen Offiziersfreunde, die auch schon auf ihre Verladung in einen Heimtransport warteten. Wir fuhren im selben Transport bis Charkow, wo man die für Rumänien bestimmten Waggon zum Richtungswechsel abkuppelte, während die „deutschen“ Waggon weiter in Richtung Deutschland fuhren.

Nach einer Fahrt von 25 Tagen kam ich am 6. Dezember 1948 glücklich wieder zu Hause in Hamruden an. Die Sachsen aus den Internierungslagern, also auch aus Petrowka, wurden ein Jahr später, also im November /Dezember 1949 nach Hause entlassen. Durch meine Flucht hatte ich zwar vieles riskiert und viel Schweres durchgestanden, war dafür aber ein Jahr früher entlassen worden. Die Sache hätte aber natürlich auch anders enden können. Und in diesem Zusammenhang muß ich wieder an die beiden guten Offiziere denken, mit denen mich das Schicksal in Petrowka zusammengefügt hatte. Durch die Flucht war ich ein Jahr lang von ihnen getrennt gewesen, um dann schließlich bis zur Heimreise doch noch wieder mit ihnen vereint zu werden. Zufall oder Schicksal? Wer weiß es? Ihre moralische und materielle Hilfe hat auf jeden Fall sehr viel dazu beigetragen, daß ich diese beiden harten Jahre im zentralasiatischen Kasachstan heil überstehen konnte. Und dafür bin ich ihnen heute noch sehr dankbar, denn ohne ihre Obhut läge ich vielleicht auch irgendwo in Kasachstan verscharrt, wie unzählige anderer Leidensgenossen, von denen in ihrer Heimat niemand mehr je etwas gehört hat.

Abschließend möchte ich bemerken, daß ich über das Lagerleben und die Verhältnisse in den Kriegsgefangenenlagern nur wenig geschrieben habe. Es gibt jedoch zig Bücher von Zeitzeugen, die kompetenterweise dieses Thema behandeln. Stellvertretend dafür möchte ich das Buch von Alexander Solschenizyn „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“ erwähnen. Es ist wahrheitsgetreu geschrieben, was ich durch meine eigenen Erlebnisse bezeugen kann.

Red.: H.Lienert